

Die Frage an das Schicksal.

Von L. Berg.

Die Frauenabteilung im städtischen Krankenhaus. Die Fensterläden sind bis auf einen schmalen Spalt geschlossen. Die Thüren nach dem Korridor stehen weit offen. Ein leiser Luftzug weht durch den großen kalten Raum und fächelt ein wenig Kühlung. Unruhig werfen sich die Kranken in ihren heißen Betten hin und her. Die meisten sehen roth und fieberig aus, und das Haar klebt an ihren Schläfen.

Die diensthabende Schwester geht an den Betten vorüber.

„Nun Marie, wie viel Grad hast Du denn heute? — Du hast das Thermometer wieder nicht ordentlich gehalten — ich habe Dir doch so oft gesagt, ganz fest den Arm darauf zu drücken. Herr Doktor wird wieder schelten.“

Marie, ein Kind von 14 Jahren, die an schwerem Rheumatismus leidet, sieht die Schwester verständnislos, beinahe feindselig an.

Diese wendet sich zu einer anderen Kranken.

„Und Sie, Hannchen, wie geht es Ihnen? Ist die Eisblase noch ordentlich gefüllt, und rutschig sie auch nicht vom Knie herunter?“

„Sie ist noch gut —“ erwidert die Gefragte müde.

„Wie war denn die Nacht?“

„Danke, ganz gut,“ wiederholte sie apathisch.

Hannchen hat immerzu gestöhnt, die ganze Nacht durch, sagt die Kranke im Nebenbett eifrig, „ich habe kaum schlafen können, sie sagt, sie habe fürchterliche Schmerzen.“

Hannchen liegt regungslos da.

„Und dann hat sie mir gesagt, der Herr Doktor vertram hätte gesagt, es wäre hoffnungslos — sie würde wohl nicht wieder —“

„Über Auguste, seien Sie doch still, sie hört doch Alles.“

Hannchen rührt sich nicht.

Die Schwester geht weiter.

„Hanne,“ ruft Auguste leise, „seien Sie doch nicht so trübselig —“

Die Angeredete wendet den Kopf herum — ein blaßes, junges Gesicht mit großen, dunkelrunden Augen und schmalen, eingefallenen Wangen. Sie kann höchstens zwanzig Jahre alt sein.

„Sehen Sie, Sie müssen doch essen, wenn Ihnen was gebracht wird,“ fährt Auguste eifrig fort, „wenn Sie immer nichts essen wollen, dann kommen Ihre Kräfte doch nicht wieder —“ und vorn meine Tante sagte, ihr Schwesterkind hätte auch so was am Bein gehabt und sie hätten ihn geschnitten und gefügt, und der läuft jetzt Schlitzfuß und fährt Rad wie nur einer —“

Hannchens Augen leuchten auf — etwas wie ein Hoffnungschimmer belebt ihr schmales Gesicht.

„Ich will ja Alles thun, was die Doktoren wollen,“ sagt sie leise, „ich habe die zehn Wochen doch ganz geduldig gelegen. — Ich möchte ja so gern wieder gesund werden!“

Einige Tage später.

Die Ärzte haben Hannchens Bein untersucht und sind einstimmig zu dem Resultat gekommen: Entweder sie läßt es sich oberhalb des Knies abnehmen, oder sie geht daran zu Grunde. — Mit möglichster Schonung ist ihr die fürchterliche Thatfache beigebracht worden.

Sie schien es kaum zu begreifen, äußerte weder Entsetzen, noch Furcht — ihr Verstand schien es einfach nicht fassen zu können. Allmählich dämmerte ihr die furchtbare Wahrheit. Sie, die bis Dienstmäddchen oft mehr hatte laufen müssen, als zwei gesunde Weine schaffen konnten — sie sollte ein Bein verlieren? Abgeschnitten — abgefäht — mit ihren zwanzig jungen Jahren — um sich dann vielleicht 50 Jahre als elender Krüppel durch das Leben zu schleppen — nein, tausendmal lieber sterben —!

Ihre ganze Jugendkraft und Lebenslust bäumte sich gegen die Verstummlung auf.

Lieber sterben —!

Sterben? — Hinan in die schwarze Nacht auf die kein Tag folgt? Wie mehr die Sonne scheinen, Blätter und Blumen wachsen und blühen sehen — nie mehr bei der Mutter sitzen auf der kleinen Bank, wo der wilde Wein rankt, und auf der Chauffee warten, bis Karl aus dem Dienst vom Postamt kommt — keine Hochzeit, keine Zukunft, nichts, garnichts? — Nein, nicht sterben, nur nicht sterben, niemals.

Ob aber Karl, wenn sie weiter lebt, mit einem Bein, ob er sie dann noch ebenso lieb haben wird, ob sie dann nur Last, nur Unglück sein würde?

Sie schönt entsetzt auf und zerrt an ihrer Dede.

„Ist es wieder so meh?“ fragte Auguste.

„Ich weiß, was ich thue,“ sagte Hannchen plötzlich bestimmt, „ich frage Karl.“

„Was wollen Sie Ihren Karl fragen?“

„Ob ich mit das Bein abnehmen lassen oder lieber sterben soll. Ich will thun, was er sagt. Wenn ich eine Last bin, will ich lieber sterben.“

„Schwester Helene,“ wandte sie sich an die eintretende Schwester.

„Ja, Hannchen.“

„Sagen Sie doch meiner Mutter, oder schreiben Sie ihr, ich möchte Karl sehen. Sein Dienst ist heute um sieben Uhr aus, ich möchte ihn was fragen — er kann ganz gut abkommen.“

„Da muß ich erst die Schwester Obe-“

rin fragen, ob das außer der Besuchsstunde geht.“

„Er muß kommen, Schwester Helene, die Doktoren haben gesagt, ich bin vielleicht morgen — todt — — und Mutter weiß auch noch nichts —!“

Während der nächsten Stunden lag die Kranke theilnahmslos da und wartete. Endlich kam Karl. Karl ist ein Postschaffner ein fleißiger, tüchtiger Mensch, dessen Gesicht den Kummer um die Kranke Braut verräth.

„Tag, Karl!“ ruft Hannchen mit einem Lächeln, wie man es seit Wochen nicht auf ihrem Gesicht gesehen hatte, und reicht ihm die Hand.

„Tag, Hannchen“, erwidert er mühsam, etwas verlegen, „wie geht es Dir denn?“

„Mir? — Nicht sehr gut, es thut noch so weh.“

Er hält ihre abgegrübte Hand in seiner großen braunen. Beide schweigen.

„Wann kommst Du wieder raus?“ fragte er plötzlich. — Pause.

„Karl, das wollte ich Dich fragen.“

„Mach, wie so?“

„Die Doktoren sagen — sie meinen —“

„Sei still, Hannchen, das Reden strengt Dich ja so an. Wenn Du wieder gesund bist —“

„Wenn ich wieder gesund bin?“

Karl, sie sagen, entweder muß das Bein ab — oder ich muß sterben! Und da sollst Du mir sagen, was ich thun soll —“

Ihre großen, glänzenden Augen beobachtet gespannt jede Bewegung in seinem Gesicht. Was wird er sagen, Leben oder Tod?

„Karl, sag doch, was soll ich thun?“ drängt sie.

Er hat ihre Hand losgelassen und starrt die Wand an.

„Karl, Du mußt ja gleich fort — sag doch ein Wort. — Wenn ich nur ein Bein habe, glaubst Du, daß Du mich dann ebenso lieb haben wirst?“

„Wenn ich's also besser — ich sterbe?“

„Nein, Hanne, nicht sterben,“ sagt er leidenschaftlich und drückt ihre Hand gegen seine Stirn, „es wird ja wieder besser werden, bleibe nur hier — und abnehmen sollen sie es nicht — nein, ich will es nicht haben!“

„Karl, Du verstehst ja nicht. — Wenn sie es nicht abnehmen, muß ich doch sterben. Das fricht so inwendig weiter, und wenn's an's Herz kommt —“

„Es kommt nicht an's Herz!“ schreit er ganz außer sich. Schwester Helene ist eingetreten.

„Herr Engelle,“ sagt sie ruhig. „Sie dürfen Ihre Braut nicht so aufregen, sonst bekommt sie wieder Fieber.“

„Seien Sie still,“ fährt er sie an; „Sie Alle hier — was sind Sie denn?“

„Zimmer reden von liegen müssen und schneiden und wieder schneiden und immer wieder liegen — nichts kommt Ihr, rein garnichts. — Aber ich sage Euch, wenn Ihr das Bein abnehmt — ich sage Euch —“

Die anderen Kranken haben sich in ihren Betten aufgerichtet und beobachtet furchtsam den erregten Mann.

„Herr Engelle,“ sagt die Schwester bestimmt, und faßt ihn am Arm, „seien Sie jetzt augenblicklich still. Gehen Sie nach Hause, und wenn Sie ruhiger geworden sind, kommen Sie morgen früh wieder.“

Er wischt sich den Schweiß von der Stirn und läßt sich willenlos, ohne seine Braut noch einmal anzusehen, hinausführen. ...

Hanne liegt wieder regungslos da, das Gesicht nach der Wand geleert.

Die Hand, die Schwester Helene von der Dede aufhebt, ist schlaff und feucht, das Gesicht wachsblass. Das Mädchen hat die Besinnung verloren.

Karl fand nicht den Muth, das Krankenhaus noch einmal aufzusuchen. Er erfuhr durch die Mutter seiner Braut, daß es dieser sehr schlecht ginge, und die Ärzte sogar die Amputation des Beines für zwecklos gefunden hatten.

Er litt endlich unter dem Gedanken, vielleicht Schuld an dieser Verschlimmerung gewesen zu sein. In der Dämmerung schlich er in der Nähe des Krankenhauses umher und spähte nach den Fenstern.

Eines Abends, als er die quälende Unruhe, die ihn gepackt hatte, gar nicht los werden konnte, ging er vorichtig in den Garten des Krankenhauses und stieg dann zögernd die große steinerne Treppe hinauf.

„Zu wem wollen Sie!“ fragte ihn eine Schwester, „es ist nicht Besuchszeit.“

„Zu Johanna Belitz,“ sagte er unsicher.

„Johanna Belitz ist nicht mehr oben. Wir haben sie schon nach unten geschafft!“

„Wie? — kommt sie raus?“

Der Theaterdirektor.

Humoreske von J. B. Noa.

Die Firma Spartopf & Siebenzint nimmt unter den Breitereien der Residenz eine nicht unbedeutende Stellung ein. Infolge ihres guten Stoffes, wie Herr Spartopf mit Stolz versichert — infolge geschickter Anwendung der neuesten Erfindungen der Chemie, wie eiferfüchtige Konkurrenten behaupten — mein Gott, wer hat nicht Reider! Und namentlich, wenn man im Glück ist!

Jedenfalls blüht das Geschäft, und im Koutoir, dem Herr Spartopf in eigener Person präsident, hat man alle Hände voll zu thun.

Eines Tages läuft eine Bestellung aus einem kleinen Marktsteden in der Nachbarschaft ein, die auf dem Antrage des gestrengen Chefs ein behagliches Schmungeln hervorruft; denn eine neue Kundenschaft ist immer ein vergnüglicheres Ereignis.

„Herr Scherwenzel,“ herrscht er den demüthig ihm gegenüberstehenden Buchhalter an, „ziehen Sie sofort Erkundigungen bei unserem Geschäftsfreund R. ein.“

Dienstbescheinigung eilt Herr Scherwenzel an das Telefon, mit dem er, bei seiner angenehmen Geschäftlichkeit, nicht gerade im besten Einvernehmen steht.

Nach manchen mißglückten Versuchen endlich angeschloffen, schreit er mit Stentorstimme seine Geheimnisse in den geduldrigen Apparat.

Dann lauscht er mit gespanntester Aufmerksamkeit hinein. Dazwischen verschiedene verzerrte Geräusche: „Wie? — Noch einmal! Sicher, was?“ — bis sich sein unwohliges Gesicht auflärt. Ein befriedigt gemurmeltes: „Fein, fein, sehr fein!“

„Ein Gesicht, sehr schön!“

„Alles in Ordnung, Herr Spartopf, das Geschäft kann gemacht werden.“

„Die bestellten zwölf Häfer gehen ab mit einer sehr hübschen Empfehlung für ferneren Bedarf.“

In vierzehn Tagen, denkt Herr Spartopf, kann das Bier getrunken sein.

Die Zeit vergeht, aber keine weitere Bestellung erfolgt.

Nach vier Wochen entschließt sich Herr Spartopf zu einer bescheidenen Anfrage über den Erfolg der gesandten Waare.

Umgehend erfolgt Drabantantwort: „Häfer vorzüglich; momentan kein weiterer Bedarf.“

Herr Spartopf schüttelt den Kopf. Aber was ist zu machen? Zahlung ist prompt erfolgt.

Nach weiteren acht Tagen schickt er einen Kutscher zum Abholen der Häfer. Als Antwort kommt zurück: „Die Häfer sind noch nicht abtömmlich.“

Dasselbe Manöver wiederholt sich noch mehrere Male in passenden Zwischenräumen; der Erfolg ist immer derselbe. Endlich läßt Herr Spartopf den Kutscher selbst kommen.

„Du, Rudenschnabel, wie ist das mit dem Wirth in R.—dorf?“

„Ja, Herr, er meint, er kann die Häfer noch nicht rausgeben.“

„Trinken Sie denn noch immer an unserem Biere?“

„Nein, Herr, die schenken tee und rüges; da wird D.—ches bezappt.“

„Und hast Du nichts von unserem gehört?“

„Ja, Herr, ein paar Dage, sagte der Hausknecht, hätten die Häfe jottsjämerlich jeshimpft; nu aber is allens wieder in die ischeente Jemethlichkeit.“

„Gut, Du kannst gehen.“

Etwas stark verschmupt setzt sich Herr Spartopf an sein Pult und es wandert ein rekommandirter Schreibebrief nach R.—dorf des Inhaltes:

„Ersuche so dringend wie möglich u. s. w., u. s. w., dem Kutscher sofort die Häfer mitzugeben.“

Aber der Kutscher kommt wieder mit leerem Wagen zurück.

Jetzt schwillt Herrn Spartopf der Kamm, zornbebennd trägt die Feder über das Papier und eine neue Epistel wird — abermals rekommandirt — entsendet.

„Hierzurch ersuche zum letzten Male u. s. w., u. s. w., widrigensfalls sofort Klage gegen Sie erhoben wird.“

Schwarze Gedanken durchziehen die Seele des Chefs der Firma Spartopf & Siebenzint. Wahrscheinlich sämmtliche zwölf Häfer zum Teufel und noch dazu lauter neue — die jeßmal mehr werth sind als das elende Geföß! Und nun noch die Schererei vor Gericht! Schluß: Die Kosten draufzahlen. Diese Wirth!

Am anderen Morgen findet Herr Spartopf unter dem eingelaufenen Briefen ein Monstrum, das den Poststempel R.—dorf trägt. Das Kouvert graues Packpapier, auf dem die sämmtlichen Finger des Absenders in schönstem Naturselbstdruck zu schauen sind. Neugierig öffnet er.

Anfangs zieht sich sein Gesicht in strenge Falten, dann aber fängt er an zu lachen und lacht so laut und anhaltend, daß Herr Scherwenzel erschrocken von seinem Drehstuhl emporspringt und einen Augenblick in bedenkliche Schwankungen geräth, bis seine dünnen Säbelbeinchen wieder festen Halt gewonnen haben.

Das Schreiben lautete folgendermaßen: „Entschuldigen Sie, bitte vielmals meine Dreifigkeit; aber Herr S., uns-“

ser Nährwater in R.—dorf, sagt, es muß sein; er kann Ihnen nicht länger hinhalten. Ich bin nämlich auch Direktor, aber man bloß vom Theater. Wir leben hier in Herrn S. seinen Salohn unsere Vorstellungen. Und weil Ihre Feiler irade und Jott sei: Dank noch leer waren, so haben wir sie fürs Postium von unsrer Bühne ausbeborcht. In das eine kriecht der Zufall, und wenn meine Frau ihr rothes Regendach darüber aufspannt, so macht sich det jar nicht schlecht.“

„Nu, wissen Sie, was unsere erste Sängerin is, die Male, die is man hüßlich schwach uff die Puffe, und die böhmischen Bauern, die niff'n legien Plag einen Nidel berappen, haben sonst immer: lauter, lauter — jeerkrült, wenn die Male sang — denken Sie bloß mal an, so'ne Ausverschämtheit für einen Nidel! Nu aber, wo wir die Häferkens in die Unterwelt postirt haben — das Bier haben wir übrigens och mit überwinden helfen — is die Feschichte wie ausgetwehelt.“

Die Male singt wie'n Engel. Neulich in die Zalerthe, den Nummel hätten Sie hören müssen. Uff eine Tonne is sie jektanden, zwei daneben als thürische Säule, sie mit klassischer Attentate druff hinjeossen, allens weit verblet und nu los, das reene Primadonnenmetter. Id möchte Sie nich irade schmeicheln, jechter Herr, aber in Ihre Häfer is eine jettwältig schöne Käsonnerei.“

Und wissen Sie, wie id uff der Idee jettommen bin — meine Ode hat nämlich ein Bedekühr, die schon lange einen hüßlichen Heiser is, die stellt sie Nachts immer uff 'ne Jhantirtische mit rechts und links zwei umjehrete Bierfeidel, denn bulkert det wieder janz anfänglich. Des haben wir denn nu mit die Male och probirt. Jut, was?“

Und nu möchte ich Ihnen schönsten jebeten haben, als Mensch und Familienvater, in acht Tage is das Benefiz von meine Ode, und da wollten wir die Zalerthe wiederholen, das Haus wird bis unters Strohdach voll — lassen Sie uns Ihre Herren Häfer noch die kurze Zeit, es jeshieht ihnen ja jar nicht. Zum Dank schide ich Ihnen zwei Billette — sonst toffen sie 30 Pfennige. Sie triegen sie vor die Häfer. Vielleicht beehren Sie uns und überzeugen sich persönlich. Wenn die mal singt: Küße mir, küße mir — wie das unten in den Tonnen kluck, jrophartig, so was muß man Sie jehört haben.“

Ihr janz erjebentester Fritz Kümmelstippe, Theaterdirektor.“

„Die schöne Galathee — frisch vom Jaß“, trägt Herr Scherwenzel, „wenn das der selige Ben Albia erlebt hätte.“

Nach einer Woche kommt richtig die Häfer; die Bindernedichte wiettern ein paar Tage nicht wenig; denn es ist keine Kleinigkeit, die mit Pech angeklebte Jettel zu entfernen.

Spuren davon sind noch lange zu erbliden und geben stets neuen Stoff zu boshaften Stidelleien über die „musikalischen Häfer.“

Wärterhäuschen No. 54.

Von Emilio de Marchi.

Um schneller anzulangen, durchschritt ich die große Heide, welche sich am Tessin entlang ausdehnt, in der Hoffnung, noch den Zug zu erreichen, der um 9 Uhr Abends nach Arona abfährt. Mein Ziel war das Wärterhäuschen No. 54, das an Feiertagen auch als kleine Station dient, an der den Reisenden Billette verkauft werden.

Es war ein Abend im August, mond- hell zwar, aber durchaus nicht heiter. Gegen Westen sammelten und ballten sich einige weißblau, silbergelaunte Wolken, in denen der Bliz oft wie ein acerner Bild aufbluderte.

Straßen giebt es dort nicht, aber jede Straße war mit gut genug, woforn ich nur nicht die Kirchthürmpitze, die vor mir zwischen zwei Büscheln schwarzen Gestrüppes auftrat, aus den Augen verlor.

An jenem Sonntag lehrte ich von einem Hochzeitschaufe zurück, bei dem es sehr lustig hergegangen war, zu Ruhm und Ehren eines alten Universitätsfreundes von mir, der ein liebes, achtzehnjähriges Mädchen, schön wie eine Mabonna, geheiratet hatte. Während ich in Folge der Unebenheiten des Bodens eilig auf- und niederstieg, bemühte ich mich, mit der hocherhitzten Phantasie den beiden lieben Menschen zu folgen, die wir kurz zuvor in einem Wagen zwischen Tüchern, Koffern und Bonbonnieren untergebracht hatten.

„Eine Hochzeitsreise, die bei Mondenschein beginnt“, sagte ich mir, „wie sehr wird dieser Augenblick ersehnt, so lange er nicht wirklich Augenblicke ist.“

Ich zügellosem Jungen, wenn ihr wißt, wenn ihr ahnen könntet...“

Bei den wüthenden Windstößen, die sich von Zeit zu Zeit aus den zusammengeballten Wolken lösten, schwankten hier und da die Blätter der Sträucher und die dünnen Spigen der Aelten, die aus den Thälern herausquollen, ober wenn sich eine Wolke am Himmel verschob, war der Mondschein glänzenber und klarer, unter dem die im Grase verstreuten Rieselfeine schimmerten und seltsame Schatten von Fiegenböden und Umgehueu hervortraten, die ein Kind hätte erschrecken können. Hüpfend ge-

noss ich jene keitere Frische, das Schauspiel der Wolken, der unbegrenzten Ebene, das Summen der hunderttausend Insekten... hüpfend wie ein Fafe.

Wie schön ist manchmal das Leben! Wäre! Du da gewesen, Adelaide, und hättest vier Hand in Hand zwei Finger hoch über dem Erdboden dahinschweben können!... Es giebt Augenblicke, wo das Leben Flügel hat! O Jugend, o Liebe, o köstlicher weißer Wein von Santa Giustina!

Eine gute Stunde mochte unter diesen Gedanken verstrichen sein, als ich, mit dem Kopfe durch eine harte Weißdornhecke dringend, auf der Eisenbahn vor dem Wärterhäuschen No. 54 herauskam: ein Holzhäuschen wie die anderen alle, mit einem Laubengang von Kürbisfen, dem kleinen Küchengarten daneben; zwei Bäume, ein Brunnen... aber in jener Stunde und in meiner Phantasie schien es mir wie der Zukunft eine einsame Einsiedlers oder eines Menschen wohlgefinnten Zaubers.

„Adelaide, wären wir Beide in irgend einem einsamen Häuschen, nahe dem Gipfel der Alpen, und könnten dort aus den Bürgern den Weg mit dem Laternechen unserer Herzen erbellen! Was denkt man nicht alles, wenn man von einem Hochzeitsfest heimkehrt?“

Eine auf die Erde gestellte Laterne mit rothem Glas war einen blutrothen Fleck auf den Kiesboden der Straße. Ein zweites, weißes Laternechen ließ mühsam einen Lichtschimmer in das Dunkel bringen.

„Heda, Leute, ist's noch weit bis Mailand?“ — Ein Mann trat auf meinen Ruf heraus.

„Ein Billet zweiter Klasse nach Mailand... dem Geiz zum Troge!“

sagte ich zu ihm, setzte mich auf eine kleine, an der Wand befindliche Bank und streckte meine, vom Laufen und Springen auf der Straße wie erschütterten Beine weit aus. Ich rechnete darauf, ein Koupee für mich allein zu bekommen und dort ein Schläfchen halten zu können.

Während ich auf mein Billet wartete, hörte ich, wie der Bahnwärter zu jemandem drinnen sagte: „Hat er Dir das gesagt? — So, das freut mich, Du garstige Hese. So magst Du lernen.“

Und der Schlag einer schweren Hand, die auf etwas Weiches fiel, überdönte ein häßliches Schimpfwort.

Niemand antwortete auf jenen Schlag, als wenn er auf einen Sad Kleie geschlagen hätte. Als der Mann mit der kleinen Laterne in der Hand heraustrat, konnte ich unendlich eine Frau wahrnehmen, die den Kopf auf beide Hände gestützt, auf einem Wette saß. Dann blieb es drinnen ganz dunkel. Während der Bahnwärter das Laternechen an einen Haken hing, stieß er noch zwei oder drei abgerissene Worte hervor, wobei er auch Christus anrief, aber man merkte, daß der gute Mann mit Widerwillen fluchte und nicht daran gedöndt war. Sein derbes, hartes, gereiftes Aussehen hatte nichts Besonderes, aber zwischen den durch Zeit, Wind und Sonne herorgebrachten und hart gewordenen Falten konnte man sehen, daß der Engel des Guten mit irgend einem bösen Teufel im Streite lag.

Er reichte mir das Billet, nahm schweigend das Geld, hob die rote Laterne vom Boden auf und ging etwa 8—10 Schritte weit, um sie dem Zuge gegenüber einzustellen.

Ich bemerkte einen jungen Bauernburschen, der die Zade verkehr über die Brust geworfen hatte und dicht unter der kleinen Laterne an der Auer lehnte. Er hat mich um einen Cigarettenstummel.

„Was hat der Bahnwärter?“

„Er ist wüthend wie ein Hund.“

„Er scheint Jemanden zu schlagen.“

„Seit einer Stunde schlägt er sie.“

„Wer ist sie?“

„Seine Tochter, die Dummdheiten gemacht.“

„Was ist geschehen?“

„Es war da ein Gärtner von einem Herrn dortoben, so einer mit einem kleinen Schnurrbart, ein geschwätziger Venetianer. Die Assunta hat mit ihm angehandelt und jetzt weint sie auch ohne Jwiwelen. So sind sie; aus Hochmuth wollen sie nicht die Bauern, die nach Bardone riechen und dann fallen sie herein. Er hat sie sitzen lassen, und weg ist er auf Wimmerwiedersehen!“

„Die Arme.“

„Mit dem Mädchen ist's aus für immer, und der Bahnwärter kann sie nicht einmal dem Stoppa geben, der wie die Katzen auf allen Vierern geht. Heute früh hatte sie gehört, daß ihr Venetianer mit dem Grafen nach Gesto gekommen sei, und zu Fuß, in glühenden Sonnenhitze, ging die Assunta durch die Heide, fand ihn im Wirthshaus, wo er Weichwein trank, und erzählte ihm, wie es um sie stände. Der mit dem kleinen Schnurrbart hielt sie hin, gab ihr 1/2 Franten, damit sie mit dem Zug zurückkäme, und mit einer Entschuldigung ging er aus der Küchenthür. Na, wer den jetzt findet; ich weiß, er wird schließlich nach Detherreich gehen und Rosmarin pflanzen, und sie hat das Nachsehen!“

„Der Schurke!“

„Jetzt muß sie der Bahnwärter ernähren; denn die Sache ist bekannt geworden, und keiner will sie mehr in der Fabrik haben.“

„Da wäre wirklich ein Gesetz nöthig.“

Der Bauer fing an zu lachen.

„Die Gendarmen sind da,“ sagte er,

„aber nur zur Aushebung.“

„Ich werde ihn, ich werde Dich ernähren, Du Birne!“ sagte der Bahnwärter mit heiserer Stimme. „Du garstige...“ und wieder schlug er wie auf einen Sad Kleie. Assunta empfing die Schläge ohne Thränen, ohne Geufzer, das Gesicht in den Händen.

„Laß sie, Bergello,“ schrie der Bauer, „sie hat's genollt, qui so.“

Der Bauer sprach diese Worte mit Bitterkeit und mit einem schneidenden Lächeln, das mir keinen Zweifel darüber ließ, daß er in dieser Dorfgeschichte irgend eine Rolle spielte. Die Art, wie er seinen Ausspruch, daß die Bauern übel riechen, wiederholte, befestigte mich in dem Gedanken, daß er ein verhäßter Liebhaber oder Bewerber wäre.

Vom Felde erscholl lautes Grillengeschrei. Von Zeit zu Zeit lugte der Bliz aus den Wolken.

Der Bahnwärter ging eine Strecke herunter, um eine Barriere zu schließen, dann lehrte er zurück, nahm ein Horn von der Thür, in dem Augenblicke, als ein heller, von der Luft herübergetragener Hörnerton die nahe Ankunft des Zuges meldete.

Da schien es mir, als bemerkte ich einen Schatten, der hinter dem Zaun des Gartchens dahinglitt, aber der scharfe Pfiff der Maschine läßt mich nicht Zeit, genau hinzusehen, und schon erblicke ich zwei große, rothe Augen, den großen Mund voll Feuer, das dahergeleitete, als stürze es von einer Anhöhe herab. Eine Minute Aufenthalt. Dann stößt der Bahnwärter in sein Horn, der arme Teufel! und von Neuem eilt der Zug, pfeufend und pfeifend dahin... Blötzlich macht mich ein Hinderniß, ein Stoß, auf die Kissen fallen. Ich glaube einen Schrei, Stimmen zu hören, die Maschine pfeift dreimal schrecklich, sie pfeift und eilt über einen Abhang zwischen zwei tiefen Robinienhainen fort...“

Ein junger Mensch, der mit dem Kopf auf einem Blumenkörbchen ruhend schlief, hob den Kopf und fragte: „Was giebt's?“

„Dem Bahnwärter seine Tochter ist überfahren“, erwiderte der Schaffner, der soeben die Billette revidirte, „es ist das Beste für sie.“

Eine gute, kalte Sauce zu kaltem Kalbs- oder Schweinebraten oder auch zu Roastbeef. Schnittlauch und Petersilie, auch etwas Stangenfenchel, wiegt man fein, ebenso zwei harte Eigelb, 6—7 Stück entgrätete abgewaschene Sardellen, ein klein wenig Challowe oder Zwiebel fein gerieben, und ein Theelöffel voll ebenfalls fein gewiegte Kapern, dies alles verrührt man mit folgender Sauce: 3 Löffel feines Olivenöl, 2 rohe Eigelb und 1 Löffel guter Weinessig, sowie nach Geschmack Salz und Pfeffer wird verrührt und das feine Gemenge der vorher erwähnten Zuthaten daran gethan und tüchtig vermenget. Der Stangenfenchel kann durch Selleriebällchen ersetzt oder ganz weggelassen werden, doch trägt sein Geschmack viel zur Verfeinerung der pikanten Sauce bei.

Französische Kalfilets. Der gut vorbereitete Kal wird der Länge nach gespalten, die Mittellinie herausgenommen, die Hälften in länglich schräge Vierede geschnitten, in Weißwein, Pfeffer und Salz weichgewacht, abgegossen und mit einer Zitronensaure, die man wie folgt bereitet, zerstückt mit Petersilienbouquet garnirt, aufgetragen. Zitronensaure: Nehl wird in Butter hellgelb geschwitzt, ein halbes Pint Fisch- oder Fleischbrühe daran gegossen, der Saft von 2 Zitronen darüber ausgebrüht, nach Belieben etwas Schale, Salz und Pfeffer nach Geschmack, 20 Minuten gedocht und mit Eisgelb gebunden.

Schneeball in Vanille- sauce (Floating Island). 1/2 Quart Milch, je nachdem man den Schneeball groß zu haben wünscht, 8—12 frische Eier, gut 3 Unzen Zucker, 1 Dertasse Mandeln, ein Stück Vanille und einige Stüde Zimmt. Die Mandeln werden gerieben oder fein gestochen, mit der Milch, dem Zucker und Gewürz langsam zum Kochen gebracht, damit letzteres gut ausziehe. Unterdeß wird das Eiweiß mit einem Theil des Zuckers zu festem Schaum geschlagen, auf einer starren Schüssel mit einem Messer glatt, rund und bergartig gestocht, auf die tochende Milch gehoben und vorsichtig und langsam, zuweilen 1 Löffel voll darüber gegeben, bis der Schnee gelb ist, was nur einige Minuten